

MARIA PADIAN

best friends forever



sauerländer

Maria Padian

BFF – best friends forever

Maria Padian

BFF – best friends forever

Aus dem amerikanischen Englisch von Lena Niemeyer

sauerländer

Für Conrad, der unser Fels in der Brandung ist,
und für Madsy

Originaltitel: Jersey Tomatoes are the best
First published 2011 in the United States by Alfred A. Knopf,
an imprint of Random House Children's Books,
a division of Random House, Inc., New York
Copyright © 2011 by Maria Padian
Published by arrangement with Maria Padian

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© für die deutschsprachige Ausgabe:

Sauerländer 2012

Bibliographisches Institut GmbH

Dudenstraße 6, 68167 Mannheim

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Diana Steinbrede

Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler, Berlin

Illustration: Meike Winters

Bilder: La Cadena, Morellato; OTTO, Julie&Grace;

Juwelier Harnisch, Ti Sento; Feng Yu, istockphoto.com

Druck: Friedrich Pustet KG, Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

ISBN 978-3-7941-8108-7

www.sauerlaender.de

Henry

Als sie beginnt Selbstgespräche zu führen, weiß ich, dass ich gewonnen habe.

»Du bist so blöd, Emily!«, höre ich sie sagen. »So blöd, blöd, blöd! Achte auf den Ball, nicht auf das Ziel!«

Murmelnd geht sie auf und ab, während ich auf meiner Seite des Netzes warte und den Ball in aller Ruhe auf der Grundlinie hüpfen lasse.

Richtig so, Emily. Behalt den Ball im Auge. Du hättest ihn gerade nicht ins Netz geschlagen, wenn du ihn im Auge behalten hättest. Du musst ihn ganz genau beobachten. So genau, dass du den Herstellernamen lesen kannst, wenn der Ball auf die Saiten deines Schlägers trifft. Sag den Namen, wenn du den Ball schlägst: Penn. Wilson. Dunlop.

Emily bleibt stehen, legt ihren Schläger vorsichtig auf den Boden und beugt sich nach vorn, um ihre Schnürsenkel zu binden. Oder tut vielmehr so, als würde sie ihre Schnürsenkel binden. Der Klassiker. Kein Linienrichter oder Gegner würde es wagen ihr vorzuwerfen, sie wolle Zeit schinden, um zu verschnaufen und ihre Nerven zu beruhigen. Aber genau das macht sie. Diese Strategie wende ich auch schon mal an, wenn ich Tempo rausnehmen und meinen Gegner verwirren will.

Oder wenn ich verliere.

Sie richtet sich auf und läuft langsam in die linke Ecke des Aufschlagfeldes, um meinen Aufschlag anzunehmen. Sie steht so weit links, dass sie die ganze Breite des Doppelkorridors

ausnutzt. Sichert ihre Rückhand, weil sie offenbar davon ausgeht, dass ich in ihre Rückhand spielen werde.

Wenn du den Namen auf dem Ball nicht lesen kannst, dann siehst du nicht genau genug hin. Wie oft habe ich das schon gehört? Aber in einem Match, besonders in einem großen wie diesem hier, kann man schon mal was vergessen. Man vergisst die erste Grundregel in jedem Tennislehrbuch: Beobachte, wie der Ball auf den Schläger trifft. Doch offen gesagt, meine liebe Emily, wird dich selbst das jetzt nicht mehr retten können. Im zweiten Satz liegst du vier Games zurück, es steht 40:0, und durch meinen Aufschlag wirst du gleich auch das fünfte Game verlieren. Du bist nicht blöd, Emily. Du bist erledigt.

»Vierzig zu null!«, rufe ich, als wüsste sie das nicht selbst. Ich drehe den Schlägergriff gegen den Uhrzeigersinn in meiner Hand, lehne mich nach vorn und lasse den Ball ein, zwei, drei Mal vor mir auf den Boden hüpfen. Beuge die Knie ein wenig, dann der Absprung! Die Arme in einem perfekten »V«. Meine linke Hand gibt den Ball frei, die Handfläche ist zum Himmel geöffnet, als würde ich Regentropfen auffangen, während ich den rechten Arm nach hinten abwinkle, als wäre der Schläger ein gewaltiger Rückenkratzer. Der Ball schwebt nach oben, über mich, verharrt einen Moment lang auf zwei Uhr in der Luft. Und als mein Arm mit dem Schläger nach vorn schnellte, so als würde ich einen Baseball wegschlagen, sehe ich die aufgedruckten roten Buchstaben auf der fusseligen gelben Oberfläche: Wilson. Der Ball prallt mit einem heftigen Knall an den Saiten des Schlägers ab.

Er fliegt in hohem Bogen über das Netz und mit ordentlichem Drall zur T-Linie, ein bombastischer Aufschlag in Emilys Vorhand. Was kann ich dafür, dass sie einen harten ersten Aufschlag in ihre Rückhand erwartet? Der Ball kommt gute zwei Zentimeter vor der Linie auf, springt dann hoch und von Emily fort. Sie bewegt sich nicht, zuckt noch nicht mal. Ass. Mein Spiel.

Applaus, Stimmengewirr, die üblichen aufbrandenden Geräusche von der Tribüne, als wir die Seiten wechseln. Wir haben unsere Sporttaschen an entgegengesetzten Seiten vom Netz abgestellt, um Augenkontakt vermeiden zu können, während wir Wasser trinken, uns abtrocknen und kurz von einem Müllriegel abbeißen. Für den Weg von einer Seite zur anderen haben wir neunzig Sekunden, in denen wir neue Energie tanken können. Wir dürfen mit niemandem sprechen, vor allem nicht mit einem Trainer. Nur trinken, schlucken und wieder los.

Als ich meine Wasserflasche zudrehe, schaue ich flüchtig am Netz entlang zu Emily hinüber. Sie steht vornübergebeugt, den Kopf nach unten geneigt und atmet heftig. Ihr rotes Nike-Oberteil ist im Verlauf des Spiels immer dunkler geworden und nun schweißnass. Sie stützt sich mit den Händen auf ihren Knien ab, dann hockt sich ein Mann in einem blauen Poloshirt neben sie und flüstert ihr eindringlich ins Ohr.

»He! So geht das nicht!«, brüllt eine tiefe, männliche Stimme zu meiner Rechten.

Das Geplauder ringsum verstummt, sämtliche Köpfe drehen sich in ihre Richtung. Auf der Tribüne aus Aluminium, nicht mal vier Meter von mir entfernt, sitzt ein stark gebräunter Mann und starrt Emily und ihren Begleiter an. Auf seinen Knien liegt ein schmales Notizbuch, hinter seinem Ohr klemmt ein Stift. Wer ihn nicht kennt, wird sich fragen: Ist das ein Reporter, der sich Notizen macht? Ich weiß natürlich, dass er jeden Schlag in diesem Spiel sorgfältig festgehalten hat, jeden gewonnenen oder verlorenen Punkt. Eine systematische, nüchterne Aufzeichnung der Veranstaltung dieses Nachmittags, die sicher noch vor Sonnenuntergang minutiös ausgewertet wird.

Der Braungebrannte mit dem Notizbuch ist mein Vater.

Der Mann im blauen Poloshirt richtet sich auf und hebt beschwichtigend die Hand.

»Ist schon in Ordnung«, sagt er. Emily nimmt ihren Schläger und läuft los zu ihrer Platzseite.

»Coaching ist nicht erlaubt!«, ruft mein Vater. »Wollen Sie, dass sie disqualifiziert wird?« Empörtes Schnauben. Unter den Zuschauern wird gedämpft, aber eindringlich miteinander geflüstert.

Jetzt geht das schon wieder los!

Emily bleibt unvermittelt stehen und schaut zögernd zu dem Mann hinüber.

»Schon in Ordnung«, wiederholt er entschieden, diesmal zu ihr. Dann wendet er sich meinem Dad zu. »Ich bin nicht ihr Trainer!«, ruft er und kehrt dann wieder zur Tribüne auf seiner Seite zurück.

»Ach ja?«, erwidert mein Vater in scharfem Tonfall. »Und wie können wir uns da sicher sein?« Er steht auf und ergreift dabei sein Notizbuch, damit es nicht zu Boden fällt.

»Komm schon, Kumpel, reg dich ab!«, höre ich jemanden rufen.

»Lass die Kinder doch einfach weiterspielen«, fällt eine andere Stimme ein.

»Spielverzögerung!«, ruft ein Dritter.

Doch mein Vater setzt sich nicht.

»Daddy!«, zische ich. Köpfe drehen sich in meine Richtung.

»Halt mal die Luft an und lass mich in Ruhe gewinnen, okay?« Einen Moment lang herrscht entsetzte Stille, dann ertönt einzelnes Gelächter in der Menge. Erst runzelt mein Vater missbilligend die Stirn, doch dann verzieht er den Mund zu einem wissenden Lächeln. Selbst wenn der Mann im Poloshirt Emilys Trainer wäre. Ist doch egal. Ich brauche nur noch ein Game, nur vier Punkte, um das hier unter Dach und Fach zu bringen und Henriette Lloyd, Tennismeisterin der U16 im Norden New Jerseys zu werden. Meinetwegen könnte Emily auch Steffi Graf höchstpersönlich als Telefonjoker einsetzen. Achtet nur mal auf ihre Körpersprache, Leute. Dieses Spiel gehört mir.

Mein Vater setzt sich.

Emily bereitet sich auf den Aufschlag vor. Ihre Aufschläge sind sehr gut, mit wenig Drall, aber hoher Geschwindigkeit. Und sie kann den Ball genau kontrollieren. Ich hatte schon ein paarmal Schwierigkeiten vorherzusehen, wo er landen würde.

Sie lässt ihn auf und ab hüpfen, wirft ihn hoch über ihren Kopf und feuert ihn dann in meine Richtung. Der Ball schießt wie eine Rakete direkt in die Platzmitte und in meine Rückhand. Sie spurtet auf das Netz zu, um ihm zu folgen. Das Mädels hat immer noch Feuer im Hintern.

Ich schaffe es kaum, ihn zu erreichen. Mein Return ist hoch und kurz, ein echt schwacher Schlag direkt in ihre Vorhand. Ein »Danke«-Ball. Diesen Punkt habe ich ihr wirklich auf dem Silbertablett serviert. Mist.

Sie streckt sich und schmettert den Ball, zielt hinter mich auf die Linie, ans entfernte Ende meiner Rückhandseite. Ein absoluter Gewinnschlag. Nur ... berührt der Ball das Band oben am Netz, wo er mit einem furchtbaren Klatschen aufschlägt und dann auf ihrer Seite zu Boden fällt. Mein Punkt.

»Ooooh.« Emilys Fans stoßen einen Seufzer der Enttäuschung aus. Die Arme. Wird hier in der brennenden Hitze haushoch geschlagen. Die baldige Vizemeisterin, die ihre Chance verpasst hat, ihren Stolz mit einem Gewinnschlag zu retten und uns zu zeigen, warum sie hier ist, in der Endrunde der U16-Meisterschaften von New Jersey. Sie tut ihnen leid.

Ich hasse das. Ich hasse die Art, wie die Zuschauer sich stets auf die Seite meiner Gegnerin stellen, als sei sie das hilflose Opfer und ich ein schlechter Mensch, weil ich sie besiege. Mal ehrlich, muss ich mich schuldig fühlen, weil ich besser spiele? Das hier ist ein Wettkampf, Leute – wir spielen, um zu gewinnen.

Emily starrt ungläubig auf den gelben Ball, der langsam auf sie zurollt. Dann stößt sie einen tiefen, gedehnten Seufzer aus.

»So ein Pech!«, rufe ich und schüttele mitfühlend den Kopf.

»Und dabei war dein Aufschlag echt stark.«

Sie sieht aus wie vom Blitz getroffen. Ich hätte wohl kaum etwas Schlimmeres zu ihr sagen können. Allein schon darauf hinzuweisen, wie toll ihr Aufschlag war, dass der Punkt ihrer hätte sein müssen und sie es vermasselt hat. Aber dann auch noch mit ihr zu fühlen? Das Letzte, was man will, ist das Mitgefühl anderer Spieler. Man will ihre Angst spüren, ihren Respekt. Wenn sie etwas Nettes zu dir sagen, dann kannst du sicher sein: Sie halten dich für das armseligste Geschöpf, das jemals einen Schläger in der Hand gehalten hat.

Ich kann einfach nicht anders. Im Grunde verabscheue ich mich selbst dafür – aber ich sehe kurz zu meinem Vater hinüber. Er hat meinen Kommentar gehört und zwinkert mir, nahezu unmerklich, zu. Dann schaut er geschäftig nach unten in sein Notizbuch. Wir beide wissen, dass die Sache jetzt so gut wie gelaufen ist.

Nächster Aufschlag: Doppelfehler von Emily. Dann spielt sie einen weichen Ball, den ich an ihr vorbeischlage. Bei 0:40, es geht um den entscheidenden Punkt, will sie einen Lob schlagen, doch er gerät zu kurz. Ich beende das Spiel mit einem Schmetterball auf ihre Vorhandseite. Sie schaut ihm hinterher.

Der angenehme Klang von Applaus unter freiem Himmel begleitet uns, als wir ohne Eile auf das Netz zugehen, um uns mit dem üblichen höflichen Handschlag zu verabschieden.

»Du spielst sehr gut«, sagt sie. »Du verdienst den Titel.«

»Danke«, entgegne ich, während ich ihre Hand drücke und mich frage, wie sie gleichzeitig so schwitzig und so kalt sein kann. »Du hast einen tollen Aufschlag. Ich musste mich wirklich anstrengen, um den zurückzuspielen.« Ich lächle. Das Match ist vorbei. Wir können freundlich miteinander umgehen.

Emily zuckt die Achseln.

»So toll war er anscheinend auch wieder nicht«, bemerkt sie, und dann: »Hör mal, ich möchte dir etwas sagen.«

Verwundert schaue ich sie an. Von den Tribünen strömen Leute auf den Platz und laufen auf uns zu.

»Das war kein Trainer, der da mit mir geredet hat. Das war mein Vater. Er hat mich gefragt, wie es mir geht. Ich habe nämlich Diabetes. Bewegung wirkt sich enorm auf meinen Blutzuckerspiegel aus, und wenn ich nicht aufpasse, kann ich einen Krampfanfall bekommen. Mein Dad wollte wissen, ob ich meinen Blutzucker testen möchte.« Emily schaut mir fest in die Augen.

»Keine Ahnung, wer das Großmaul da auf der Tribüne war, aber ich würde wirklich nie betrügen«, fügt sie hinzu. »Ich weiß, dass wir beim Spiel kein Coaching bekommen dürfen.« Ich muss schlucken. Offensichtlich hat sie vorhin nicht gehört, wie ich mit dem Großmaul gesprochen habe.

»Und geht's dir denn jetzt gut? Die Regeln erlauben ja auch, dass wir unterbrechen, um zur Toilette zu gehen. Bestimmt hättest du eine Pause machen können, um dein Blut zu testen oder so.«

»Mir geht's gut.« Emily lächelt zaghaft. »Kein Insulinschock, ich bin nur müde. Du hast mich klar geschlagen.«

In dem Moment taucht der Typ im Poloshirt wieder auf. Er legt einen Arm fest um Emilys Schultern und drückt sie liebevoll an sich.

»Ich bin sehr stolz auf dich«, sagt er bestimmt. »Du hast großartig gespielt.« Er blickt über das Netz zu mir. »Herzlichen Glückwunsch«, sagt er höflich.

»Danke«, erwidere ich. Dann lässt Emilys Vater den Blick über meine Schulter schweifen und runzelt plötzlich die Stirn. Ich brauche keine Augen am Hinterkopf, um zu wissen, wen er entdeckt hat.

Meinen Vater, auch bekannt als Großmaul.

»Gut gemacht, Henry!«, ruft er laut. Er hebt eine Hand, um mich abzuklatschen. »Gut gemacht, Champion!«

Ich schlage schnell ein und gehe dann sofort zu meiner Sport-

tasche in der Nähe des Ausgangs, in der verzweifelten Hoffnung, dass er mir einfach folgen wird.

Doch so viel Glück habe ich nicht. Er wendet sich Emily und ihrem Vater zu.

»Tut mir leid, dass du verloren hast, Kleine. Doch lass dir das eine Lektion sein: Betrügen lohnt sich nie.«

»Dad«, sage ich in scharfem Ton. »Lass uns einfach fahren, ja?«

Emilys Vater nimmt seinen Arm von ihrer Schulter und macht einen Schritt auf Dad zu. Seine Gesichtsmuskeln zucken leicht, er kann sich gerade noch beherrschen.

»Ich habe keine Ahnung, was Sie hier tun oder aus welchem Loch Sie gekrochen sind, aber ich rate Ihnen, in Zukunft weder mit meiner Tochter noch mit mir zu sprechen. Ist das angekommen?« Er kocht nun vor Wut. »Sonst werde ich dafür sorgen, dass Sie von diesem Wettbewerb ausgeschlossen werden, und dann können Sie sich die nächsten fünfzig Jahre kilometerweit von Juniorenturnieren fernhalten.«

Mein Vater lacht. »Kein Problem, Kumpel. Zumal ich sowieso nicht glaube, dass wir sie noch besonders oft in Endspielen zu sehen bekommen, *comprende?*« Er lacht noch einmal kurz auf, dann dreht er den beiden den Rücken zu und geht, mit mir im Schlepptau, vom Platz.

Als wir etwa eine Stunde später auf dem Parkplatz stehen und meine Tasche und die Trophäe im Kofferraum verstauen, kostet Dad noch immer den Triumph des Sieges aus.

»Das hast du gut gemacht heute, Hen. Zugegeben, so viel Talent wie du hat sie nicht. Aber dieser Aufschlag hätte dich fertigmachen können, den hatte sie echt drauf. Doch du hast dich tapfer gehalten, bist am Ball geblieben. Das ist dein Ass im Ärmel, Schatz: seelische Belastbarkeit. Damit kriegt man sie alle!«

»Weißt du, Dad, sie war Diabetikerin. Ihr Vater hat sie nur gefragt ...«

Sein kurzes, bellendes Lachen lässt mich verstummen.

»Sicher, und der Mond ist aus Schweizer Käse«, sagt er spöttisch. »Lass dich nicht täuschen, Hen. Sie hat das gesagt, damit du sie nicht meldest. Ach, was soll's – du hast gewonnen! Wir lassen die Sache auf sich beruhen.«

Er fährt vom Parkplatz und ich sehe, wie die Organisatoren des Turniers Tische zusammenklappen, das Anmeldezelt abbauen, das Eis aus den Kühlboxen entsorgen. Die Landesmeisterschaften von New Jersey finden zwei Wochen später in Princeton statt. Ich habe es zum ersten Mal bis in die Endrunde geschafft, und Dad ist deswegen ganz schön aus dem Häuschen. Das merkt man vor allem daran, dass er dann ständig von seelischer Belastbarkeit redet. Was in Dads Sprache so viel bedeutet wie »Gegner blöd anmachen«.

Ich seufze. Seelische Grausamkeit trifft es wohl eher.

Eva

Laut der Frau im schwarzen Trainingsanzug habe ich dreißig Minuten Vorbereitungszeit. Perfekt.

Jedenfalls für mich. Rhonda hingegen ist panisch. Panisch, durchgedreht und total unter Strom. Ein Tag wie jeder andere im Hausfrauendasein meiner zu Übertreibungen neigenden Mutter, obwohl an diesem Nachmittag noch mehr Adrenalin als sonst durch ihren Körper zu fließen scheint. Heute ist mein Solovortanzen für die School of Dance in New York, und meine Mutter hat ihren Geländewagen gerade in rasendem Tempo durch den Verkehr auf der George Washington Bridge gesteuert.

Für gewöhnlich brauchen wir fünfundfünfzig Minuten, um den Hudson River zwischen New Jersey und New York City zu überqueren. Heute hat Mom die Strecke in glatten zweiundvierzig Minuten geschafft.

»Ich würde gern lebend ankommen, Rhonda«, ermahnte ich sie, nachdem sie einen Sattelschlepper geschnitten hatte, der daraufhin in ohrenbetäubendes Hupen ausgebrochen war.

»Wie oft habe ich dich nun schon sicher in die Stadt befördert?«, erwiderte sie trocken. Wir mussten beide grinsen, doch die restliche Fahrt über hielt ich die Armlehnen fest umklammert. Ich hasse es, wenn man sich so durch den Verkehr schlängelt. Dabei geht es nicht um Angst – obwohl einen Autofahren mit Mom durchaus in Angst und Schrecken versetzen kann. Es geht um die Linien.

Linear. Ich mag es, wenn alles gradlinig verläuft. Ordentliche,

ununterbrochene Linien. Autos, die vorhersehbar geradeaus fahren. Nichts soll das Muster durchbrechen. Auch deswegen liebe ich Ballett. Die geraden, sauberen Linien. Die Muster.

Moms Parkverhalten gleicht ihrem Fahrstil, und als sie wenige Hundert Meter vor dem Eingang der Ballettschule eine freie Parklücke erspähte, machte sie eine Vollbremsung. Freie Parkplätze sind in New York eine absolute Seltenheit. Sie fuhr geradewegs hinein und machte nicht mal den Versuch, rückwärts in die Lücke zu setzen und parallel zum Bordstein zu parken, aus Angst, dass jemand hinter uns ihr den Platz abspenstig machen könnte. Schließlich kamen wir im 45-Grad-Winkel zur Bordsteinkante zum Stehen.

»Uuups«, bemerkte ich. »Neuer Versuch.«

»Wir stehen gut«, entgegnete sie und schaltete den Motor aus.

»Komm, nimm deine Sachen.«

Ich rührte mich nicht.

»Eva«, sagte sie, »wir haben keine Zeit für so was.«

»Wir haben drei Minuten, damit du das Auto vernünftig einparken kannst«, erwiderte ich und blickte stur durch die Windschutzscheibe nach draußen. Ich holte tief Luft, atmete in den Bauch hinein und versuchte, ganz ruhig zu werden.

Du kannst unmöglich da reingehen und dich auf dein Vortanzen konzentrieren, wenn das Auto draußen so schief in der Lücke steht. Rhonda weiß das.

Sie fluchte und stellte den Motor wieder an. Das Auto machte einen Satz, als sie abrupt zurückfuhr und dann auf die Bremse trat, um gleich wieder vorwärts zu düsen und ruckartig zu stoppen. Dann glitten wir erneut in die Parklücke, diesmal im Rückwärtsgang, das Lenkrad voll eingeschlagen, und kamen schließlich ein paar Zentimeter vom Bordstein entfernt – und parallel dazu – zum Stehen. Perfekt.

»Ich sag's dir, Rhonda: Danica Patrick ist nichts im Vergleich zu dir!« Ich griff hinter meinen Sitz, nach der Tasche mit den Ballettsachen. Sie lachte nicht, sondern stieß nur einen Seufzer

der Ungeduld aus und stieg aus dem Auto. Gut, vielleicht konnte ich nicht von Mom erwarten, dass sie den Namen der bekanntesten IndyCar-Rennfahrerin kannte. Aber Henry hätte bestimmt gelacht. Henry, deren Wände mit Fotos ihrer sportlichen Idole zugespflastert sind: Danica Patrick, Mia Hamm, Venus Williams und Misty May-Treanor.

Die New York School of Dance befindet sich in einer ehemaligen Grundschule. Ihrer Klinkerfassade haftet eine gewisse Strenge und Ernsthaftigkeit an. Abgesehen von einer großen Ficus-Pflanze ist die Eingangshalle leer, und als wir mit dem Aufzug in den vierten Stock hinauffahren, höre ich das Klappern eines Klaviers, das durch die Wände zu uns dringt. Bevor ich die Melodie erkennen kann, stoppt der Aufzug und die Türen öffnen sich.

Eine junge Frau im schwarzen Trainingsanzug und mit einem Klemmbrett in der Hand erwartet uns bereits.

»Eva Smith?«, fragt sie freundlich. »Du kommst genau rechtzeitig. Bitte folge mir.« Rasch läuft sie den Gang hinunter.

Diesmal ist es wirklich völlig anders als an dem Nachmittag, als wir zum Gruppen-Vortanzen herkamen. Vor der Eingangstür standen die Tänzerinnen bereits Schlange, um sich in den Aufzug zu quetschen. Drinnen angekommen warteten wir zusammengedrängt wie eine Viehherde, während unsere Namen auf einer langen Liste abgehakt und Zettelchen mit Zahlen darauf verteilt wurden, die wir mit Sicherheitsnadeln an unseren Trikots befestigten.

In Gruppen zu je dreißig namenlosen, durchnummerierten Mädchen stellten wir uns an den Ballettstangen im großen Übungsraum auf, wo uns eine Lehrerin durch eine Trainingsstunde führte. Deutlich konnte man Hüften und Knie knacken hören, als wir mit *Pliés* in der ersten Position begannen, gefolgt von angestrengtem Atmen beim anschließenden *Grand battement*: die Knie durchgestreckt, den Oberkörper gerade, das Spielbein wurde aus der Hüfte heraus mit Schwung nach vorn

geworfen, sodass die hübschen Spitzenschuhe aus Satin über unsere Köpfe gehoben wurden. Danach folgten Dehnübungen, die Stangen wurden zur Seite gestellt und in kleineren Gruppen nahmen wir in der Raummitte Aufstellung für *Adagio* (langsame, lang gezogene Bewegungen), *Pirouetten* (Drehungen) und *Allegro* (flinke, lebhaft Schritte).

Wir alle trugen identische schwarze Trikots und Strumpfhosen. Wir alle hatten die Haare zu einem strengen Knoten hochgesteckt. Wir alle hatten den gleichen Gesichtsausdruck, strahlten Leichtigkeit und Freude aus, während unsere Bänder rebellierten oder ein wunder Zeh mit halb abgerissem Nagel drohte, das Vortanzen vorzeitig zu beenden. Oder unsere Konzentration ließ nach, weil wir einen Blick durch den Raum auf die anderen Mädchen nicht vermeiden konnten, auf die anderen Mitglieder dieser Armee geklonter Ballerinen, die alle um die Handvoll freier Plätze an der Schule wetteiferten. Scheinbar mühelos sollte man sich so elegant, mit solcher Präzision und offensichtlicher Kraft und Grazie bewegen, dass es einer der drei umherwandernden, aufmerksamen Lehrerinnen tatsächlich auffiel und sie sich die Nummer notierte.

Irgendwie hatte meine Nummer es in eines der Notizbücher geschafft. Deshalb darf ich heute wieder vortanzen – dieses Mal allein.

Die Klaviermusik wird lauter, als wir den Flur entlanggehen. Begleitet wird sie von den Kommandorufen einer Frau: »Und *Plié!* Und *Relevé!* *Plié!* *Relevé!* Und Sprung und Sprung und Sprung und Sprung! Kleine Sprünge, kleine Sprünge, die Zehenspitzen verlassen den Boden!«

In der letzten Hälfte des Flurs sind die Wände auf einer Seite aus Glas, sodass wir in ein riesiges Studio schauen können. Der Raum ist mindestens zwei Stockwerke hoch und die Decke grenzt an eine Fensterfront, durch die man die Spitzen weit entfernter Wolkenkratzer erkennen kann. Eine Wand des Studios besteht aus einer Spiegelfläche. Den Holzboden, den Spit-

zenschuhe über die Jahre geschmeidig geklopft haben, zieren Spuren von Kunstharzpulver. Mehr als zwanzig Tänzerinnen und Tänzer, Letztere eindeutig in der Unterzahl, stehen an der Stange, die sich über die komplette Längsseite des Raums zieht.

»Jetzt *Tendu* vor, seit, rück! Und *Tendu* vor, seit, rück!«

Regungslos stehe ich da, wie hypnotisiert. Das sind die Tänzer der Ballettkompanie. Noch nie habe ich einer Profi-Tanzklasse zugeschaut, noch nie so viele in einem Raum versammelt gesehen, die den Sprung ins »gelobte Land« eines professionellen Ensembles geschafft haben und hier nun zusammen die Grundübungen ausführen – im idealen Tempo und präzise wie im Lehrbuch. Die Unterrichtsstunde hat gerade erst begonnen, viele sind noch eingepackt und tragen Beinwärmer, Trainingshosen, ein Sweatshirt um die Hüften geschlungen, während sie versuchen, ihre müden, harten Muskeln geschmeidig und dehnbar wie Gummibänder werden zu lassen. Trotz der zusammengewürfelten Klamotten haben sie alle eines gemeinsam: Sie führen jede Bewegung scheinbar mühelos aus.

Oh mein Gott, machst du Witze? Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein! Die Leute hier sind großartig, die sind so viel besser als du. Du und dein dicker, fetter Arsch, ihr habt keine Chance.

»Bitte, hier entlang«, drängt die Frau. Widerwillig reiße ich mich von den Studiofenstern los, und sie lächelt mich an.

»Wir machen hier viele, viele *Tendus*«, sagt sie. »Unserer Meinung nach ist das die wichtigste Übung für einen Balletttänzer.«

Mit einem Lächeln versuche ich, meine Überraschung zu überspielen. *Tendu*? Eine simple Schleifbewegung mit den Zehen in der ersten Position soll die wichtigste Übung sein? Ich frage mich, ob das ein Test ist. Vielleicht will sie nur wissen, wie ich darauf reagiere. Flüchtig blicke ich zu meiner Mutter hinüber, doch die schaut auf ihre Uhr.

Am Ende des Flurs öffnet die Frau eine Tür, und wir betreten

eine kleinere Version des Studios, das wir eben gesehen haben. Spiegel, eine Stange, ein Klavier. Der Boden hier glänzt jedoch makellos.

»Die nächste Tür auf der rechten Seite führt zu einem Umkleieraum. Madame wird in einer halben Stunde hier sein, bis dahin musst du dich also umgezogen und aufgewärmt haben.« Sie legt das Klemmbrett auf dem Klavier ab, lächelt noch einmal freundlich und lässt uns allein.

Als Madame den Raum betritt, habe ich mich bereits gedehnt und *Pliés*, *Tendus* und *Dégagés* gemacht, bis ich aufgewärmt, aber noch nicht ins Schwitzen gekommen bin. Meine erst seit Kurzem eingetanzten Lieblingsspitzenschuhe sind sicher an meinen Fußgelenken verschnürt. Ich trage mein lila Glückstrikot. Madame, schlank und mit silbernem Haar, überrascht uns, als sie, ohne anzuklopfen, in den Raum schreitet. Mit ihr kommt eine weitere Frau herein, rundlich und in Straßenbekleidung.

»Hallo«, sagt Madame mit ausgestreckter Hand. »Ich bin Gloria DuPres.«

»Rhonda Smith«, erwidert Mom und schüttelt Madames Hand.

»Und das hier ist Eva.«

Gloria DuPres' Blick schnellst zu meinem Kopf und dem strengen Knoten, zu dem ich mein langes Haar aufgesteckt habe, dann huscht er an meinem Körper hinab zu meinen Füßen, wobei sie innerhalb von zwei Sekunden Größe, Gewicht, Statur und Potenzial für Kraft und Eleganz erfasst. Ich versuche an ihrem Gesicht abzulesen, ob ihr gefällt, was sie sieht, doch abgesehen von einem kaum merklichen Zucken ihres rechten Mundwinkels zeigt Madame keinerlei Reaktion.

Fett. Sie hält dich für fett, Eva. Und was zur Hölle hast du dir nur dabei gedacht, heute ein lila Trikot anzuziehen?

Mit einem Stift in der Hand, studiert sie eingehend das Klemmbrett, das links oben auf dem Klavier liegt. Die rundliche Frau sitzt an den Tasten.